

Hebbels Werke

in zehn Teilen

Herausgegeben

mit Einleitungen und Anmerkungen versehen

von

Theodor Poppe

Berlin — Leipzig — Wien — Stuttgart
Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Hebbels Werke

Zweiter Teil

Judith — Genoveva — Der Diamant

Herausgegeben

von

Theodor Poppe

Berlin — Leipzig — Wien — Stuttgart
Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Einleitung des Herausgebers.

Wie die lyrischen Anfänge, so stehen auch die ersten dramatischen Versuche Hebbels unter dem Einfluß Schillers. Der bei Knaben nicht weiter verwunderliche Sinn für Räuberromantik, der sich zuerst in einem „Räuberhauptmann Evolia“ entladen hatte, mußte durch Schillers Räuber naturgemäß erst recht in Aufruhr gebracht werden. Weitere Einflüsse, deren Aufhellung noch Sache der Forschung ist, scheinen sich damit verschmolzen zu haben. So sehen wir denn über der frühesten dramatischen Schülerarbeit, die erhalten blieb, den Geist des edlen Räubers Moor schweben. Es ist ein wohl dem Jahr 1830 angehörendes Fragment „Mirandola“, das trotz der unbeholfenen Technik und des hohlen Pathos durch die Anlage des seelischen Konflikts in einer der Hauptpersonen nicht ohne Interesse ist.

Gomazina heißt der Jüngling, der als Lebensretter des Titelhelden Mirandola mit diesem durch eine überschwengliche Freundschaft verbunden ist. Mirandola liebt mit geschwollener Leidenschaft ein Amalien=artiges Wesen, namens Flamina, von der er sich auf den Ruf seines fernen, todkranken Vaters hin blutenden Herzens losreißt, nachdem er sie dem Schutz seines Gomazina anvertraut hat. Er ahnt nicht, daß der Anblick der Geliebten im Busen Gomazinas die Hölle entzündet hat. Freundschaft und Liebesglut stürmen wider einander und lassen in Gomazina die erste Skizze zum Charakterbild des späteren Golo erkennen. Zugleich als Probe für die dramatische Sprache des jugendlichen Hebbel folge hier der große Monolog des Gomazina:

„O, wie ist mein Herz beängstigt! Himmel und Erde liegen darauf und doch — — doch hält die Seele es aus! (Pause) O,

diese, diese — Gott das Wort ist heraus! — Diese Liebe ist ein Abgrund, und schwindelnd stürzt der entnerbte Geist hinab! — Ich Unglücklicher — das Gefühl vergiftet — — — bloß das Leben? Nein, wo bloß das Leben vergiftet wird, da bleibt der Geist frei, das ist kein Unglück — — aber diese Liebe vergiftet die Quellen des Lebens, zerstört den werdenden Keim in seinen innersten Tiefen, zernagt den Geist an seinem verborgensten Kern, und das ist Unglück! (Pause) O, Flammen besitzen — — Ein Ausweg — — — Fort, gräßlicher Gedanke — Ja, gehe hin, zerstöre den Frieden einer edlen Seele, wirf den Fackelbrand in die Hütte der Unschuld, durchbohre die vertrauende Freundschaft, — — und dann sieh zu, ob du durch Heuchelei und Schmeichelei deinen Zweck erreichen kannst — — — aber, vergiß nicht — — eine Träne der Unschuld, gelegt in die Waagschale des ewigen Richters, und Millionen Welten wiegen sie nicht auf! Himmel und Erde verwischen nicht das kleinste Brandmal der Schuld! O, dahin ist Friede und Glück — — für die Ewigkeit dahin — — An diesem riesenhaften Gefühl verbrennen alle Freuden stiller Seligkeit! Seligkeit — Seligkeit — dahin, dahin — — unwiederbringlich verloren! O — Flammens Bild in diesem Herzen — — nur mit diesem Herzen wird es zernichtet! Und einst — — o, einst war's ganz anders. Da war mein Leben eine reizende Au, mit Frühlingsblumen besäet. Aber diese Blumen sind verjengt und die fröhliche Au ist umgewandelt in eine unermeßliche Leere — und jenseits dieser Leere ist höllische Nacht! (Pause) Und mein Wort ist gegeben — ich muß bleiben, muß sie täglich schauen, muß der Flamme täglich Nahrung zutragen — — und doch, doch soll sie nicht brennen! O — so muß es dem Verdammten zumute sein, der täglich die Freuden der Seligen schauen, der stündlich den Himmel öffnen sehen muß, und doch nicht hinein darf! O, eine Hölle ist auf meine Brust gewälzt — — wer wälzt sie wieder herab!!! (—) O, daß ich gelassen wäre, als es mich so flammend ergriff — — und hätte geweint in Einsamkeit um die verlorne Ruhe mein Leben lang! O, daß ich damals gelassen wär! Himmel und Hölle hingen an meinem Entschluß! Ich zögerte, bis es zu spät war und die Hölle war mein Teil! Ja, mein ewiges Teil!"

Da tritt nun als der Intrigant des Stückes der Burgpfaff Gonfula auf den Plan, der nicht übel als Rächer gekränkten Ehrgeizes an der Familie Gomazina motiviert ist und, im übrigen eine unmögliche Figur, halb wienernd, halb mauschelnd, bei dem jungen Gomazina den Ohrenbläser macht. Durch

gefälschte Briefe bringt er die Handlung in Gang, von der wir, da das Fragment hier abbricht, nicht viel mehr wissen, als daß infolge der Mächenschaften des Paffen der abwesende Miranda, in seinem Vertrauen aufs grausamste verwundet, zum teuflsmäßigen Räuber und Mörder werden soll. Das eröffnet uns der in einem kurzen Bruchstück erhaltene Monolog des Miranda, in dem er seine Wut ausschäumt.

Noch ein andres jugendliches Schauerstück ist überliefert in dem „dramatischen Nachtgemälde“: „Der Vatermord“. Die Mache, ganz auf Stimmung hingearbeitet, ist schon viel geschickter als im „Mirandola“. Die szenischen Bemerkungen fordern melodramatische Musikbegleitung. Eine aufs knappste zusammengebrängte Katastrophe, die drei Menschenleben verlangt, spielt sich im nachtdunklen Wald ab: der Sohn, ein Förster, der vom Spielteufel getrieben Unterschlagungen begangen hat, erschießt halb wahnsinnig aus Angst vor der drohenden Verantwortung einen Menschen, der dem Selbstmordkandidaten in den Arm fallen will. Die auf der Suche nach dem Sohn befindliche Mutter erkennt in dem Sterbenden ihren Verführer und den Vater ihres Sohnes. Daß sie keinen Fluch, sondern Verzeihung für den noch immer Geliebten hat, stürzt den unfreiwilligen Vatermörder erst recht in Verzweiflung, so daß er sich mit der zweiten Pistole, mit der er vorsorglich ausgerüstet ist, hinter der Szene ins Jenseits befördert, worauf die Mutter sich in den brausenden Waldstrom wirft. Ein des Weges kommender Vater vom nahen Kloster der Barmherzigen Brüder wird Augenzeuge der letzten entseßlichen Ereignisse, alarmiert den Bruder Pförtner und zieht schließlich die Moral des Stücks mit den Worten: „Gott, Gott, ich bete dich an im Staube, aber mein Auge ist zu schwach, dem Faden deiner Weisheit zu folgen, um den gute und böse Taten der Menschen sich reihen, wie Perlen aus Blutstropfen. Dies eine fühl' ich: stolz und frei, wie der Adler, fliegt der Mensch auf zum Urquell alles Lichts, wehe ihm aber, wenn er seinen Flug wendet vom Rechten. Und sei es nur für einen Augenblick — die Vergeltung steht, ein starker Schütze, von fern und sendet, wann es ihr gefällt, den Pfeil, welcher nimmer fehlt und für die Ewigkeit verwundet!“

Offenbar sind dem kurzen, im Winter 1831 entstandenen Opus, das 1832 im Dithmarscher und Eiderstedter Boten abgedruckt wurde, die Erfahrungen zugute gekommen, die der junge Hebbel als Direktor des Wesselsburener Liebhabertheaters gesammelt hatte. Ob und wie er diese Erfahrungen noch weiter